

Sonila Sand

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Indien

vom 3. Oktober 2000 bis 4. Januar 2001

Auf den Spuren Mutter Teresas in Calcutta

Von Sonila Sand

Indien vom 03.10.2000 – 04.01.2001

Inhalt

1. Zur Person	456
2. Erste Eindrücke	456
3. Calcutta – The Living City	457
4. Hell's Angel	462
5. Belonging only to Jesus	465
6. Christmas in Calcutta	469
7. Unruhen in West Bengal	472
8. Letzte Eindrücke	474

1. Zur Person

Sonila Sand wuchs in Albanien auf und kam nach dem Abitur 1992 in die BRD, wo sie Publizistik, Politikwissenschaften und Soziologie an der WWU Münster studierte. Schon während des Studiums verband sie ihre größten Leidenschaften – Reisen und Sprachen – mit diversen journalistischen Tätigkeiten im In- und Ausland, u. a. bei Arte, der BBC und der albanischen Zeitung „Aleanca“. Momentan befindet sie sich erneut in Indien, wo sie ihre sechste Sprache, Hindu, lernt und als freie Reporterin arbeitet.

2. Erste Eindrücke

„Indien ist eine andere Welt“, wurde mir immer wieder von Freunden erzählt, die das Land bereits mehrmals besucht hatten. „So what?“, antwortete ich. Schließlich komme ich aus Albanien und wuchs in dem ärmsten Land Europas auf. Ich bildete mir ein, es würde mir nicht schwer fallen, mich in Indien zurechtzufinden und alles irgendwie besser zu verstehen, als die anderen.

Den ersten „Schock“ bekam ich jedoch schon am Flughafen von Delhi. Hunderte von Menschen, alles Männer und alle schreiend, warteten draußen auf die frisch Angekommenen. Taxifahrer, Familienangehörige, Travelagents, Rikschafahrer und Schaulustige hatten sich am Hauptausgang angesammelt und ihn vollkommen blockiert. Etwas verloren in dieser riesigen Halle, versuchte ich, mich durch die Massen von Menschen zu manövrieren und mich wieder an die heiße und trockene Luft Asiens zu gewöhnen. Dann kam plötzlich die „Rettung“: Ich sah ein weißes Schild mit meinem Namen darauf und lief äußerst dankbar in die Richtung wo Sushil, der Fahrer der Friedrich-Ebert-Stiftung, auf mich wartete. Er lächelte vergnügt, als er den verlorenen Ausdruck auf meinem Gesicht sah und fuhr mich zu meinem Hotel. Jettlaged und müde dachte ich, dieses Land wird eine große Herausforderung.

Delhi ist die Hauptstadt des Landes und alleine die Unterschiede zwischen New Delhi (der schönere, saubere und reiche Teil der Stadt, wo sogar die Inder unter sich auf Englisch kommunizieren) und Old Delhi (der arme, hochverschmutzte Teil, der voller Slums und Bettler ist) könnten Themen für diverse Berichte liefern.

Mein Projekt heißt jedoch „Auf den Spuren Mutter Teresas in Calcutta“ und ich, etwas verängstigt, mich in diesem Subkontinent zu verlaufen, mache mich auf Richtung Calcutta, West Bengal, ohne Erwartungen, um mich nicht nochmals wie in Delhi fühlen zu müssen.

3. Calcutta – The Living City

Wenn man in die Stadt hineinfährt, wird man von einem großen Reklameschild begrüßt, das besagt, Calcutta sei die Stadt von Tagore dem Dichter, Ray dem Filmproduzenten und Mutter Teresa, der Nonne. Ihr Name scheint eine touristische Attraktion geworden zu sein. Von allen dreien ist sie die international meistbekannte Persönlichkeit.

„Der Name Mutter Teresa hat Calcutta im Westen berühmt gemacht“, sagt mir stolz Puja, eine Politikstudentin an der University of Calcutta, die mich durch die Stadt führt. Das die Reklame von der United Bank of India gesponsert wird, scheint hier keinen zu stören. Letztendlich ist es nur ein Gegensatz mehr in dieser Geschichte.

Calcutta war der Hauptsitz des British-India Empire von 1911 bis nach dem Ende des ersten Weltkrieges. Rassistisch aufgeteilt unter dem britischen Regime, lebten die Europäer immer im Zentrum der Stadt, während die Inder in den Norden oder Süden der Stadt ziehen mussten. „Calcutta war immer eine Königin mit zwei Gesichtern“, sagt mir Dr. Paul, Politologe und freier Journalist. „Eine Stadt voller erschreckender Kontraste, Paläste und elender Hütten, Fortschritt und Reaktion“. Das Modell der Segregation ist immer noch in der Stadt vorhanden, obwohl die Verteilung jetzt auf religiösen, sprachlichen, bildungs- und ökonomischen Kriterien basiert. Dies ist überaus verständlich bei einer so extrem hohen Bevölkerungsdichte; hier leben etwa 33.000 Menschen pro Quadratkilometer. Die Überbevölkerung, welche seit über einem Jahrhundert eines der Hauptprobleme Calcuttas ist, hat unzumutbare Dimensionen erreicht. Ereignisse, wie die Teilung Bengals 1947 und der Bürgerkrieg Anfang der 70er, führten zu einem massiven Bevölkerungswachstum. Hinzu kam eine sehr hohe Zahl von Flüchtlingen aus benachbarten Bundesländern wie Bihar, Orissa und aus dem Osten Uttar Pradeshs. Die Menschen kamen als Flüchtlinge in die Metropole, auf der Suche nach Arbeit und der gewöhnlichen Illusion nach einem besseren Leben.

Mehr als ein Fünftel der Bevölkerung ist Hindu. Muslims und Christen bilden die größten Minderheiten in Calcutta, aber es leben auch Sikhs, Jains und Buddhisten hier. Neben Bengali, der Hauptsprache des Bundeslandes, werden auch Urdu, Oriya, Tamil und Punjabi gesprochen.

Calcutta ist auch eine kosmopolitische Stadt. Hier lebt eine große Minderheit von Europäern, Nordamerikanern und Australiern. Dennoch wurde die Fusion verschiedener Kulturen und die unterschiedlichen Systeme in der Wirtschaft, Sprache und Religion stets von der Flüchtlingsbevölkerung beeinflusst.

Das 20. Jahrhundert prägte die Geschichte Bengals. Lord Curzon, der Vizekönig Indiens, teilte Bengal 1905, in dem er Dacca (jetzt Dakha) zur Hauptstadt von Ost Bengal und Assam machte. Die Erregung der Bevölke-

rung, die diese Aufteilung auslöste, führte zu deren Annullierung und durch den Umzug des British-India Government 1912 von Calcutta nach Delhi, entflohen die Regierung den Aufständen, die weiterhin präsent blieben. Mit dem Wachstum der Bevölkerung wuchs auch der Wunsch der Inder nach Autonomie. Die ersten regionalen Kämpfe fanden 1946 statt, als die Aufteilung British-Indias bevorstand und die Konflikte zwischen Hindus und Muslims ihren Höhepunkt erreichten. Die Aufteilung Bengals zwischen Indien und Pakistan 1947 war ein schwerer Rückschlag für Calcutta, weil die Stadt einen großen Teil des Handels mit ihrem früheren Hinterland verlor. Gleichzeitig kamen Millionen Flüchtlinge aus Ost-Pakistan (jetzt Bangladesh) in die neue Hauptstadt West Bengals und trugen damit zur Erhöhung der Bevölkerung bei, die ohnehin alarmierende Zahlen erreicht hatte.

Das Schicksal West Bengals wurde 1977 nochmals stark geprägt mit der Übernahme und damit der Kontrolle durch die Kommunisten. Die demokratisch gewählte CPI(M), Communist Party of India – Marxist Wing, in West Bengal ist ein einzigartiges Phänomen in Indien: Es ist die am längsten demokratisch gewählte marxistische Regierung der Welt.

„Die Ausübung der kommunistischen Macht hat natürlich ihre Auswirkung auf die Gesellschaft“, sagt Professor Harihar Bhattacharyya von der University of Burdwan. „Kommunismus repräsentiert Modernismus und Totalität. Die Ausübung des Kommunismus in Bengal produziert als Wirkung einen ausschließenden Prozess, weil es, wie jede Diktatur, die Bevölkerung von dem Macht- und Beteiligungsprozess ausschließt. Demokratische Beteiligung ist mehr ein Zufall“, sagt der Professor, der bereits mehrere Bücher zur politischen Entwicklung im Land geschrieben hat.

Die CPI(M), die bis 1996 mit Jyoti Basu als Premierminister in West Bengal regierte, muss sich der großen Herausforderung stellen, die Calcutta mit ihren 12 Millionen Einwohnern bedeutet.

Ausgedehnt über beide Seiten des Hooghly Rivers, ist Calcutta immer noch sowohl das dominante urbane Zentrum des agraren Hinterlandes, als auch das industrielle Zentrum des Landes. Circa 90% der Jute-Produktion (eine bambusartige Pflanze, die viele Nutzungsformen genießt), 60% von Indiens Schuhwaren, Gummi- und Reifenindustrie liegen in und um Calcutta herum. Dennoch hat die Stadt, wie alle indischen Metropolen, viele Probleme: Ungenügende Infrastruktur, Trockenheit, Elektrizitätsschwierigkeiten, weitverbreitete Korruption und Millionen von Emmigranten, die jährlich aus dem benachbarten Bangladesh kommen.

Nach 17 Jahren strikter Prohibition jeglicher privater Geschäfte in West Bengal, begann Basu ausländische Investoren mit einer neuen industriellen Politik zu fördern. Aber das Vertrauen in Geschäfte existierte bisweilen nicht und Investitionen in private Bereiche sahen unlukrativ aus. Die Linke Front

verschwendete die Ressourcen, um Lehrer, Beamte und Bauern zu bezahlen und hatte zum Schluss nicht mehr viel Bares für Kapitalanlagen übrig.

Das Glück der Bengali-Marxisten lag in den Dörfern. Also konzentrierten sie sich Anfang der 80er auf Landreformen. Die Redistribution kreierte eine neue Klasse in der Agrarwirtschaft, die zwischen 1980 und 1998 eine Produktionssteigerung des Nahrungsgetreides von mehr als 60% hervorbringen konnte. Diese Tatsache überzeugte viele Kritiker des Regimes, dass zumindest die ländlichen Gegenden West Bengals florierten. Aber die Wachstumsproduktion hat in den letzten Jahren nachgelassen. Die Familien werden immer größer und damit auch ihr Bedürfnis nach mehr Land. Nazeeb Arif, Generalsekretär der Indian Chamber of Commerce, erzählt mir, dass die Linken sich immer auf die Agrarwirtschaft konzentriert und die Ressourcen damit vollkommen dezentralisiert hätten. „Die Idee, dass die Industrie ebenfalls Priorität haben sollte, entstand erst nach 1994“. Nach diesem Jahr beendete die Regierung Basus drei große Projekte im Land, als Zeichen ihrer Mühe, Calcutta ins 21. Jahrhundert zu führen.

Eine davon ist das Calcutta Metro System, das erste in Südasien. Die U-Bahn Station, die auf dem gleichen weichen Boden steht, auf dem die Stadt gebaut wurde, passt zwar nicht unbedingt ins Stadtbild hinein, ist aber eine effiziente und günstige Transportmöglichkeit, die viele Calcuttaner täglich nutzen.

Das zweite Projekt ist der neue Flughafen-Terminal in Calcutta. Der Flughafen ist groß, sauber und modern. Von dem Schmutz und dem Elend, von den ihnen zu Hause erzählt wurde, sehen die Touristen nichts, wenn sie hier landen.

Das dritte ist die Doppelbrücke auf dem Hooghly, die Vidayasagar Setu, eine pompöse Konstruktion, die sich mühelos mit den Brücken Sidneys oder New Yorks vergleichen ließe. Die Vidayasagar Setu erfüllt zwar nicht die Erwartungen der Regierung – sie sollte ursprünglich für die Regulierung des Verkehrschaos in Calcutta sorgen – , macht sich aber hübsch auf dem großen Hooghly.

Trotz dieser kostspieligen Projekte ist bisher kaum etwas unternommen worden, um die Arbeitslosigkeit in Calcutta zu stoppen, die seit 1950 ein kontinuierliches und wachsendes Problem in ganz Indien ist. Mit einem Bevölkerungswachstum von 9% auf 11% in den letzten 5 Jahren, so die Bilanz des Staates vom Dezember 2000, hat die Zahl der Personen, die unter der Armutslinie leben, 300 Millionen erreicht. „Die Regierung ist machtlos und die Einführung eines sozialen Systems einfach unmöglich“, sagt mir Ashok Malik, Journalist des ‚India Today‘ Magazins. Malik beschäftigt sich schon seit langem mit dem Sozialsystem Indiens und schreibt seit mehreren Jahren im politischen Ressort des Magazins.

Die Regierung Indiens versucht, zumindest für die Ärmsten, soziale Dienste zu leisten. Atal Bihari Vajpayee, der Premierminister Indiens, erklärte in einer Pressekonferenz Mitte November 2000 in Delhi, dass der Preis von Reis und Mehl für Familien, die unter der Armutsgrenze leben, auf ein Rupee pro Kilogramm fallen sollte. „Alles leere Worte“, sagt Malik. „Versprechen, die nicht gehalten werden können, denn die unter der Armutsgrenze lebenden Familien können sich nicht einmal diesen Preis leisten.“ Er sieht es als eine Werbekampagne der Bhartiya Janata Party (Indische Volkspartei), der Vajpayee angehört, für die anstehenden März-Wahlen in den vier großen Bundesländern West Bengal, Kerala, Uttar Pradesh und Orissa. Die letzten drei Bundesländer werden in Koalition mit der BJP regiert. Diese Wahlen sind wichtig für die nationalistische Partei, die im Falle eines Wahlsieges ihren Einfluss enorm steigern könnte. Weiterhin wirbt die BJP, die seit 1989 mit stolzen 85 Sitzen im National Congress repräsentiert ist und seit 1998 Indien regiert, damit, dass sie nicht nur die Agrarwirtschaft, den Kommunikations- und Strategiesektor weiterentwickelt haben, sondern auch die Software-Entwicklung stärker fördern werden.

Auf der Industrial Trade Exhibition, die in Calcutta im Dezember 2000 stattfand, spricht Finanzminister Yashwant Sinha davon, das Ziel der indischen Regierung sei es, eine Exportrate von 300 Millionen Dollar bis zum Jahre 2008 zu erreichen. Und dies in einem Land mit dem größten Bildungsdefizit! Das Bildungssystem in West Bengal und ganz Indien gehört ebenfalls zu den Hauptproblemen. Die Grundausbildung ist zwar kostenlos in West Bengal, aber viele Kinder haben keine Möglichkeit, eine Schule zu besuchen. Auf den Straßen von Calcutta leben Tausende von Kindern in extremer Armut. Entweder zusammen mit ihren Eltern, verwaist oder einfach nur ausgesetzt, kämpfen sie täglich ums Überleben. Diese Kinder verbringen die Nacht auf der Straße, leben vom Baksheesh oder gehen Beschäftigungen nach, in denen ihre Arbeitskraft ausgebeutet wird. An Schulbesuch ist da nicht zu denken. Laut dem UNESCO-Jahresreport 2000 fehlt mehr als 72 Millionen Kindern in Indien die Grundausbildung, weil sie keine Möglichkeit haben zur Schule zu gehen. Die höchsten Zahlen schulloser Kinder machen die fünf Bundesländer Uttar Pradesh, Bihar, Madhya Pradesh, Orissa und Rajasthan aus, so die Bilanz der UNESCO. Diese Bundesländer haben zusammen 51% der totalen Kinderbevölkerung Indiens.

Die Situation Calcuttas ist ebenfalls furchterregend: 17% der Kinder genießen überhaupt keine Bildung. „Artikel 28 und 29 aus den Konventionen über die Rechte der Kinder sprechen vom Recht kostenloser Schulbildung für alle Kinder“, sagt Mohua Chatterjee, Sozialarbeiterin und Leiterin der ‚Child Relief and You‘ (CRY), einer nichtstaatlichen Organisation, die sich zur Aufgabe gemacht hat, unterprivilegierten Kindern zu helfen. „Artikel 45 aus der

Verfassung Indiens von 1947 besagt, dass diese Rechte gültig gemacht werden müssen und dass alle Kinder unter 14 Jahren das Recht auf fundamentale Bildung haben. Bildung ist jedoch noch kein fundamentales Recht in unserem Land“, sagt sie stöhnend. Über 3 Millionen Kinder leben in West Bengal auf der Straße und allein in Calcutta gibt es mehr als 110.000 Kinder, die überwiegend von der Arbeit in Industrie- und Agrarwirtschaft leben. „Als billige Arbeitskräfte haben sie überhaupt keine Rechte und werden oft wie Sklaven behandelt“, sagt Wolfgang Müller, Gründer der ALI SK Memorial Society for the Children in Calcutta. „Sie leiden oft an extremer Mangelernährung und haben im Krankheitsfall weder Zugang zu Trinkwasser noch zu medizinischer Versorgung.“

Wie Sunil. Er ist 12 Jahre alt und verkauft Kaugummis auf der Straße. Seine Hauptbeschäftigung besteht jedoch darin, Touristen auf der Park Street anzubetteln. Während ich mit ihm etwas esse, sehe ich, dass er nur mit einer Mundseite kaut. Auf meine Anfrage hin sagt er, er habe Zahnweh. Ich schaue mir seinen Mund an und sehe voller Entsetzen ein total entzündetes Zahnfleisch und einen Zahn, der ein riesiges Loch hat. Es muss doch fürchterlich weh tun! Er nimmt es aber gelassen und erklärt mir, es schmerze nicht, wenn er mit der anderen Seite kauen würde. Er könne nicht zum Zahnarzt gehen, weil die Behandlung um die 5.000 Rupees (ca. 250 DM) kosten würde. Dies kann er sich natürlich nicht leisten. Sunil hat keine Eltern und lebt alleine in einem Slum in der Nähe der Brücke. Ich gehe mit ihm zu einer Gruppe Polizisten, die auf der Straße sind und frage sie, ob sie ihn zu einem Zahnarzt bringen können. Schließlich sei dies ein kommunistisches Land und die medizinische Versorgung sollte doch kostenlos sein, versuche ich ihnen zu erklären. Die Polizisten antworten mir jedoch, dass er arm ist und dies bedeute, dass ihn kein Zahnarzt behandeln wird. So einfach ist das.

Das Gesundheitswesen in Calcutta hat enorme Schwierigkeiten sich zurechtzufinden. Das Land West Bengal hat ständig mit Epidemien wie Malaria und Tuberkulose zu kämpfen. Die Zahl der Ärzte, einer für 1.000 Menschen, ist zwar in Calcutta höher als anderswo in Indien, aber ihre Verteilung ist sehr ungleichmäßig. Hinzu kommt, dass Calcutta das medizinische Zentrum für die gesamte nordöstliche Region Indiens ist, was bedeutet, dass die Krankenhäuser immer überfüllt sind. Viele NGO's (Non Governmental Organisations) haben mehrere private Polykliniken gegründet und der Orden der Missionaries of Charity, eine 1948 von Mutter Teresa gegründete Organisation, kümmert sich um blinde, alte, sterbende und leprakranke Menschen in den ärmeren Vierteln der Stadt.

Und die Stadt ist voll mit Armenvierteln. Überall schlafen Menschen auf der Straße, viele mit nichts bedeckt, was sie von der Dunkelheit der Nacht unterscheiden könnte und gegen die Kälte schützt. An den stechenden Geruch

warmen Abfalls, der auf beiden Straßenseiten brennt, haben sie sich scheinbar gewöhnt. Die Obdachlosen kochen auf der Straße, was sie gefunden haben. Reis und Essensreste schimmern in ihren Blechtöpfen, die auf umgekippten, viereckigen Metallkisten stehen.

Die gleichen Szenen wiederholen sich entlang der Hooghly: Auf jeder Straßenseite stehen junge Frauen mit schmutzigen Gesichtern und ausgestreckten Händen. Nackte Säuglinge tragend, betteln sie jeden an, der vorbeikommt. Einige der Kinder sind vorsätzlich deformiert worden, so dass sie beim Betteln mehr Rupees ergattern können. An den Straßenseiten schlafen Kinder und Hunde nebeneinander. Dies ist das normale Straßenbild Calcuttas – Bilder, die keinen, der hier länger lebt, stören.

4. Hell's Angel

Das Phänomen Mutter Teresa entwickelte sich 1947, in der Zeit der Teilung, als in den gerade unabhängig gewordenen Ländern Indien und Pakistan die Unruhen anfangen und erste Zeichen eines Krieges spürbar wurden.

Während der bengalischen Hungersnot sah die noch junge Schwester Teresa die Armen zu Dutzenden sterben und antwortete auf die akuten humanen Bedürfnisse der Menschen in einer einzigartigen Form. Sie entschied, ein Haus für Sterbende zu gründen und sich um sie zu kümmern. Mittellos fragte sie die Regierung nur nach einem Gebäude, alles andere würde sie selber organisieren. Die Stadtverwaltung erlaubte ihr, ein Gebäude zu nutzen, das neben dem Kali Tempel im Kalighat-Viertel leer stand. Kali ist die meist geehrte und gefürchtete Göttin der Hindus, welche die Macht besitzt, Leben zu geben und zu zerstören. Hier entstand das Haus der Sterbenden, das Kalighat oder Nirmal Hriday, wie es Mutter Teresa nannte. Nonnen, Verwandte und Freunde bringen die Menschen dorthin. Freiwillige, Nonnen und Mönche baden und füttern sie und leisten den Sterbenden Gesellschaft.

Der Westen reagierte schnell mit großzügigen Spenden auf ihre Arbeit für die Bedürftigen. Doch die Nonne sah sich nie als eine Wohlfahrtsarbeiterin. Sie handelte nur im Auftrag der Religion, speziell im Sinne von Jesus Christus. „Die Arbeit ist nicht die Berufung, es ist das Beten“, beteuerte sie immer wieder.

Zurecht fragt sich Dominique Lapierre in seinem Buch ‚City of joy‘, in dem er die Slums von Calcutta beschreibt, ob Beten ein Ersatz für soziales Handeln sein, oder ob es die Probleme der Obdachlosigkeit lösen kann.

„Gottes Wille wird immer geschehen“, sagt mir Sister Joell, eine Hindu, die zum Christentum konvertiert ist. „Die Leute sollen ihren Frieden mit Gott finden und in Ruhe sterben.“ In Indien existieren zwei Meinungen über die Mis-

sionaries of Charity Gründerin: Eine, die ihre Arbeit würdigt und anerkennt, und eine, die ihre gesellschaftspolitische Teilnahmslosigkeit kritisiert. Jedenfalls wurde Mutter Teresa sowohl von der indischen Regierung, als auch von der lokalen Regierung West Bengals geehrt. Sie insistierte immer darauf, dass sie sich nicht in die Politik einmischen wolle. Und dies zählt viel in einem Land, welches stolz auf seinen Säkularismus ist.

Nachdem die Kommunisten die Kontrolle in West Bengal übernahmen, fing die Freundschaft zwischen ihr und Jyoti Basu, dem Vorsitzenden der CPI-(M), an. „Eine Freundschaft, die letztendlich beide für ihre Zwecke nutzten. Basu liebte es, regelmäßig nach Europa zu reisen und Firmen zu überreden, in West Bengal zu investieren. Er verstand, welche spirituelle Ikone Mutter Teresa für den Westen ist und erwähnte stets ihre freundschaftliche Beziehung“, schreibt Anne Selba in ihrem Buch ‚Mother Teresa‘. Mutter Teresa auf der anderen Seite nutzte die Beziehung, um in Ruhe arbeiten zu können.

Nach dem Nirmal Hriday (Pure Heart) im Kalighat gründeten die Missionaries of Charity weitere Häuser, um Bedürftigen zu helfen. In einer Stadt, in der Millionen in den Slums leben und über 500.000 Menschen auf der Straße schlafen, ist jede Hilfe willkommen, unwichtig unter wessen Namen es passiert. Mutter Teresa widmete ihr Leben den ‚Ärmsten der Armen‘ und half unzähligen Menschen. Sie wurde international hochgeachtet und erhielt als Anerkennung für ihre Leistungen den Friedensnobelpreis. Dennoch wurde sie und ihre Mission oft kritisiert, vor allem aufgrund des Umgangs mit den gespendeten Geldern. Christopher Hitchens, ein amerikanischer Schriftsteller, der sie als ‚hell’s angel‘ bezeichnete, warf ihr persönliche Heuchelei vor. Sie würde mit Diktatoren wie der Duvalier Familie aus Haiti verhandeln und dubiose medizinische Behandlungen verwalten.

Mutter Teresa kümmerte sich aber wenig um die Meinungen der Journalisten und um ihre Kritiker. Ihre Antwort auf alle Vorwürfe lautete stets: „Was bei uns hereinkommt, wird ausgegeben. Es interessiert mich nicht, wo das Geld herkommt.“

Geboren als Agnes Gonxhe Bojaxhiu, Tochter eines albanischen Kaufmannes und einer italienischen Katholikin, wurde sie in ihrem Elternhaus streng katholisch erzogen. Mit 17 Jahren verließ sie ihre Heimat und trat dem Orden ‚Sisters of Our Lady‘ in Irland bei. In Dublin, wo das Mother House der Loreto Schwestern war, nahm sie den Namen ‚Sister Teresa‘ an, nach der französischen Heiligen, Therese von Lisieux. Im Dezember 1928 fuhr sie zum ersten Mal nach Indien und ließ sich in Darjeeling nieder, um ihr religiöses Gelübde zu verfolgen.

Im Januar 1929 wurde sie der Loreto-Schule in Calcutta zugewiesen, eine Mädchenschule, in der sie als Lehrerin arbeiten sollte. Hier bekam sie hautnah die Präsenz der Kranken und Sterbenden zu spüren. Auf einer langen Zugreise

im September 1946 nach Darjeeling vernahm sie ‚Gottes Ruf‘. Er teilte ihr die Mission zu, den ärmsten der Armen zu helfen und ihnen beizustehen. Überzeugt, dass in jedem armen Menschen Jesus leben würde, bat sie, aus dem Loreto-Orden austreten zu dürfen, um einen neuen Schwesternorden zu gründen. Sie bekam die Erlaubnis von Papst Pius XII und legte 1948 den weißen Saree mit den drei blauen Streifen an – das Gewand der Armen in Bengal.

Mutter Teresa gründete Nirmal Hriday, nachdem sie ihre erste Begegnung mit dem Tod erlebte. Sie fand eine bewusstlose Frau auf der Straße, die zur Hälfte von Ratten und Ameisen aufgeessen war. Die junge Schwester Teresa brachte sie ins Krankenhaus, aber das Personal weigerte sich, die Frau zu behandeln. Die Frau erlag ihren Verletzungen und Mutter Teresa, fest entschlossen, niemanden mehr alleine sterben zu lassen, startete ihr Haus für die Sterbenden im Kalighat. Seitdem konnten über 30.000 Menschen ihre letzten Tage dort verbringen. Mittlerweile gehören ihrem Orden weltweit über 4.000 Nonnen an und es gibt 600 Häuser von den Missionaries of Charity in 130 Ländern.

„I am here to convert hearts“, lautete ihre Devise. Sie und ihre Nonnen sahen sich nie als Sozialarbeiterinnen. „Wir helfen den Armen, weil es Gottes Wille ist“, sagt mir Sister Joell. „Mutter und wir wollten immer den Seelen helfen. Das Bündnis der Liebe ist tausendmal stärker, als das des Fleisches und Blutes“, sagt sie, eine Bibel fest in der Hand haltend.

Es scheint sich seit dem Tod Mutter Teresas nicht viel geändert zu haben. Sister Nirmala M.C., jahrelang rechte Hand Mutter Teresas und ihre Nachfolgerin, leitet jetzt die Organisation der Missionaries of Charity. Zu gern hätte ich mit ihr gesprochen, aber sie befindet sich zur Zeit in Afrika und wird erst Ende Juni zurück erwartet. Die anderen Schwestern scheinen scheu vor einem Interview zu sein. Sister Christie, die PR-Sprecherin des Mother House, sagt mir, dass keine der Schwestern die Erlaubnis hat, mit Journalisten zu sprechen. „Sister Nirmala ist die einzige, die für Interviews verantwortlich ist“, sagt sie relativ harsch. Auf mein Insistieren hin, gibt sie etwas nach und erzählt mir, die Befürchtungen, die Spendenfreudigkeit könne nach dem Tod der Mutter nachlassen, wären nicht wirklich berechtigt gewesen. „Wir bekommen weiterhin großzügige Spenden, die wir gut gebrauchen können“, sagt sie mir und beendet das mühsam angefangene Gespräch.

Überrascht über die Unfreundlichkeit der ansonsten immer sanft lächelnden Nonne, mache ich mich auf den Weg ins Mother House, das Zentrum der Missionaries of Charity.

5. Belonging only to Jesus

Das Gebäude ist groß, weißbemalt und hat kleine, von braunen Jalousien bedeckte Fenster. Es sticht ein wenig hervor neben den anderen grauen Häusern am Rande der völlig lauten und versmogten Hauptstraße. Zwei freundlich lächelnde Nonnen empfangen mich an der Pforte und führen mich durch einen gepflegten Innenhof. Eine ältere Nonne wäscht draußen Wäsche, ein englisch sprechendes Mädchen fragt nach Freiwilligenarbeit, indische Touristen laufen mit großen Fotoapparaten herum. Ich bekomme das Gefühl in einem Museum zu sein.

Der Raum im ersten Stock ist sehr groß. Viele Bilder von Mutter Teresa, dem Papst und Jesus Christus hängen an den Wänden. Fotos ihrer Häuser und eine große, aufgeschlagene Bibel füllen Raum und Wände. In der Mitte des Raums steht das Grab von Mutter Teresa. Ein großes Grab aus Marmor. Viel zu enorm für eine so zarte, zerbrechliche Person wie sie.

Ich erinnere mich, als ich Mutter Teresa 1994 in Tirana traf. Während ihres zweiten Besuches in Albanien äußerte sie den Wunsch, in ihrem Heimatland beerdigt zu werden. Diese Äußerung machte nicht nur viele Menschen in Albanien glücklich, sondern auch die albanische Regierung. Albanien ist das ärmste Land Europas und mit dem Grab Mutter Teresas dort hätte die Wirtschaft ein wenig Aufschwung durch die ausländischen Besucher bekommen, die die letzte Ruhestätte der Mutter hätten sehen wollen. Aber Hypothesen sind jetzt nutzlos. Da steht ihr Grab in Calcutta, der Stadt in der sie 66 Jahre ihres Lebens verbrachte. Ein großer Jesus Christus hängt an einem Holzkreuz: ‚I thirst... I quench...‘, steht neben ihm geschrieben. ‚Belonging only to Jesus – opens to the holy spirit and a strong detonation and conviction to live a life of holiness and oweness to Jesus‘. Vielleicht ist es doch ganz gut, dass ihr Grab hier steht, denke ich mir und versuche, nicht mehr an mein Heimatland zu denken, das weit weg ist von Indien.

Im zweiten Stock befindet sich der Gebetsraum und einige Zimmer, die für Besucher unzugänglich sind. Hier wird die frühe tägliche 6.00 Uhr Messe gehalten. Die Messe kann jederman besuchen, meistens sind es aber nur die Nonnen und einige der Freiwilligen, die sich nach der Messe zum Frühstück im Hof treffen. Es sind junge Menschen, überwiegend Europäer und Japaner, die hierher kommen, um in den verschiedenen Häusern Mutter Teresas zu helfen. Mehr als 3.000 Freiwillige kommen jährlich nach Calcutta. „Die meisten davon suchen nach einer bedeutungsvollen Erfahrung in ihrem Leben“, sagt mir Sister Joan, die das Frühstück für die Freiwilligen vorbereitet. Das Frühstück besteht aus Brot, Keksen, Bananen und heißem Tee. „Wir sind froh und dankbar, dass sie kommen. Viele davon sind gute Christen, aber jeder der will, kann hier arbeiten. Wir würden uns sehr freuen, wenn sie alle die Messe

morgens besuchen würden. Viele, die regelmäßig daran teilnehmen, spüren die Liebe und Wärme Jesus Christus“, sagt sie. Es scheint einfach unmöglich zu sein, die Arbeit auch nur für einen Augenblick von Gott zu trennen.

Die meisten Freiwilligen kommen für zwei bis drei Wochen hierher. Sie waschen, kochen, füttern die Patienten und manchmal unterhalten sie sie einfach mit ihrer Präsenz. Christine ist eine davon. „Ich hörte von Mutter Teresa bereits in den Staaten“, sagt sie. „Ich reise seit vier Monaten durch Indien und wollte einfach ein wenig helfen, als ich die Armut in Calcutta sah.“ Die 25-jährige Medizinstudentin aus Washington hilft in Shishu Bhawan, „Children's Home“. Es ist ein großes, dreistöckiges Haus auf der A.J.C. Road, das makellos sauber ist. Hier wohnen momentan um die 300 Kinder, die meisten davon elternlos und zwischen einem Monat und 7 Jahren alt. „Viele junge Mütter geben hier ihre Kinder ab, weil sie sich nicht um sie kümmern können. Oder wir finden sie auf der Straße. Manche Leute bringen die Kinder hierher und sagen, sie haben sie gefunden. Wir stellen dann keine Fragen, wir nehmen sie einfach“, sagt Sister Constance, die das Haus leitet. „Viele sind behindert und ungewollt“, spricht die Nonne weiter, während sie ein 4-jähriges Mädchen füttert, dem beide Beine fehlen. Das Mädchen hockt auf einem Stuhl neben 30 anderen Kindern. Es ist Abendessenszeit. Die Kinder sind sauber gekleidet und sehen zufrieden aus. Einige kämpfen mit den viel zu großen Löffeln, während sie ihr Dhal, Reis mit Gemüse, zu sich nehmen. Drei weiße Freiwillige und einige indische Frauen laufen herum und füttern sie. „Wir wünschen für die meisten Adoptiveltern zu finden“, erzählt Sister Constance weiter, während mir ein Kind seinen Löffel in die Hand drückt und mir so zu verstehen gibt, dass ich es füttern soll. „Viele ausländische Familien adoptieren jährlich Kinder aus unserem Haus. Sie schicken uns regelmäßig Fotos von ihnen und wir wissen, dass sie glücklich sind. Aber auch indische kinderlose Paare kommen hierher und sagen: „Schwester, wir können keine Kinder bekommen“. Wir geben ihnen ein Kind und sind froh, wenn alle glücklich sind.“

Nicht allzu einfach ist es jedoch für die älteren und behinderten Kinder. Selten finden die Nonnen Paare, die diese Kinder zu sich nehmen wollen. Viele verlassen das Haus, nachdem sie etwas kräftiger sind und versuchen alleine klar zu kommen. So kehren sie in die Slums zurück aus denen sie gekommen sind. Die Schwerbehinderten werden zum Prem Dan, dem Haus für behinderte und psychisch-gestörte Kinder, gebracht. „Außer zu Beten können wir da nicht viel tun“, sagt mir eine Schwester, die draußen Weihnachtsdekorationen aufhängt. „Wir hoffen, dass es höhere Standards im Leben gibt und dass eines Tages alle Kinder dieser Welt gefüttert werden können.“

Die Freiwilligen sind unabdingbar für die Missionaries of Charity und ihre Arbeit ist nicht einfach. Sie waschen, kochen und säubern die Patienten.

Die Nonnen selber sind mit anderen Sachen beschäftigt: „Sie sorgen sich um die Gelder, die Medizin, die Ärzte“, sagt Lisette. „Die Schwestern haben nicht viel Zeit, deshalb helfen wir, wo wir nur können.“ Die 23-jährige Holländerin arbeitet seit einem Monat im Kalighat und im Prem Dan. Lisette betreut zwei blinde Jungen, 9 und 10 Jahre alt, die nicht alleine laufen oder essen können. „Wenn ich die Leute mit ihren Krankheiten und Problemen sehe, wird mir bewusst, was für ein gutes und wohlbehütetes Leben ich doch in Holland habe“, sagt sie.

Es gibt viel zu tun für die Freiwilligen. Am Anfang stehen sie etwas unbeholfen neben den ‚älteren‘ und sehen ihnen bei der Arbeit zu. Sie gießen Wasser in Metallbecher und geben den Patienten mit zögerlicher Hand zu trinken. Oder sie helfen in der Küche, wo große Mengen von Reis und Gemüse gekocht und Wäsche und Bettlaken mit Händen und Füßen gewaschen werden. „Ich möchte einfach Liebe geben“, sagt mir der junge Koreaner Thaing, der seit drei Monaten freiwillige Hilfe im Prem Dan leistet.

„Es ist sehr unkompliziert hier zu arbeiten“, sagt Sita, eine 28-jährige Deutsche, die seit einem Monat im Kalighat arbeitet. „Man braucht nicht vorher Kontakt aufzunehmen, wie bei den meisten anderen Wohlfahrtsorganisationen. Du kannst jeden Tag zum Mother House gehen und sagen, dass du helfen möchtest. Sie fragen, wie lange du bleiben und in welchem Haus du arbeiten willst. Dann geben sie dir einen Zettel und das war es. Man kann sofort anfangen.“

Sie genießt es hier zu sein: „Die Zusammenarbeit ist toll. Wir haben um die 30 Frauen hier und nicht alle sterben. Es ist ein schönes Gefühl, wenn einige wieder auf die Beine kommen.“ Sita hat vor 8 Jahren schon einmal für die Missionaries of Charity gearbeitet. „Es hat sich nicht viel verändert, seit dem letzten Mal, als ich hier war“, erinnert sie sich. „Nun ja, Mutter Teresa fehlt hier natürlich. Sie war oft im Kalighat, es war ihr Lieblingshaus. Aber die Arbeitsstruktur ist gleich geblieben.“

Die Freiwilligen kommen aus den verschiedensten Gründen nach Calcutta. Einige im Rahmen eines Kirchenprojektes, andere weil sie helfen wollen und einige, weil sie Freunde begleiten, die hier arbeiten. Keiner bleibt länger als ein bis zwei Monate. „Am Anfang dauert es, bis sie die Patienten anfassen können. Die schmutzige Wäsche waschen, Urinbehälter säubern, das muss man erstmal lernen“, sagt Albert, ein 63-jähriger Schweizer. „Für sie ist es gewissermaßen ein Teil ihres Bildungsprozesses. Viele bleiben aber nur einige Wochen und reisen dann weiter. Es ist schwierig, in der kurzen Zeit mit der Arbeit richtig vertraut zu werden“, sagt er nachdenklich.

Albert ist kein typischer Freiwilliger. Er arbeitet seit über drei Jahren für die Organisation Mutter Teresas und denkt nicht daran, zurück in die Schweiz zu gehen. Er arbeitet nur gelegentlich im Kalighat. Seine Arbeit besteht darin,

zum Howrath Bahnhof zu gehen und dort Kranken und Sterbenden zu helfen. Und es gibt viele davon im Howrath. Die Station liegt am Rande des Hooghly und beide Seiten des Flusses sind voll mit Slums und kranken Obdachlosen, die neben den Gleisen kochen und schlafen. Die genaue Aufgabe von Albert besteht darin, dafür zu sorgen, dass Sterbende und Schwerkranke ins Kalighat gebracht werden. „Früher haben diese Arbeit die Nonnen gemacht. Dann bekamen sie Probleme mit der Polizei. Sie fielen auf in ihren weißen Sarees und wurden weggeschickt.“ Also übernahmen die Freiwilligen ihre Arbeit. „Die Stationsarbeit ist nicht wie in den Häusern von Mutter Teresa“, erzählt Albert weiter. „Wir gehen dorthin und schauen uns um. Wenn sie krank sind und niemanden um sich haben, gehen wir davon aus, dass sie alleine sind und nehmen sie mit.“ Viele der Kranken dort kommen aus den dörflichen Gegenden Calcuttas. „Wenn sie kurz vor ihrem Tod stehen, setzen sie die Dorfbewohner in einen Zug Richtung Calcutta. Sie landen in der Howrath Station und warten am Rande des Flusses auf ihren Tod“; sagt Vater Lukas, ein franziskanischer Priester aus Italien, der Albert manchmal bei seiner täglichen Stationsarbeit begleitet.

Die Menschen im Howrath sind von allem isoliert. Sie schlafen zwischen parkenden Autos und sprechen mit niemandem. Es ist ein trauriges Bild. Während Albert ihnen etwas Essen anbietet, schauen sie ihn nicht an. Sie ignorieren unsere Präsenz und das Essen, das Albert ihnen auf den Boden stellt. Ihre Augen sind halb geschlossen und ihre dünnen Körper fast nackt. Sie sitzen reglos da und scheinen auf etwas zu warten. „Ich mache diese Arbeit schon so lange und lerne doch jeden Tag neu dazu“, sagt Albert, der diese Bilder schon unzählige Male gesehen hat. „Wann nimmt man sie mit, wann lässt man sie in Ruhe? Sie sind zwar manchmal kein Fall für das Kalighat, aber wohin kann man sie sonst bringen? Letztendlich muss man ihnen die Entscheidung selbst überlassen, aber wenn man da ist, will man helfen.“

Das Konzept des Kalighat ist einfach. Ein Kranker kommt hierher, wird gewaschen, bekommt etwas zu essen und stirbt. Glücklich gestorben? „Das wissen wir nicht“, sagt mir Schwester Anne, die hier arbeitet. „Wir akzeptieren die Armen als die Menschen, die Jesus am nächsten stehen. Die Leute kommen, einige sterben, einige erholen sich wieder und gehen dorthin, wo sie hergekommen sind. Dann ist es aber nicht mehr unsere Aufgabe“, sagt sie. Jedoch hat sich das Prinzip des Nirmal Hriday, einst gegründet für die Sterbenden, verändert. Jetzt gibt es hier Antibiotika, TBC-Tabletten und Schmerzmittel. Einmal in der Woche schaut ein indischer Arzt kurz herein. Er untersucht die Patienten, stellt bei jedem zweiten Tuberkulose oder mangelnde Ernährung fest und geht dann wieder. „Ich finde, wenn man sie einmal aufgenommen hat, trägt man auch die Verantwortung für sie. Man müsste mehr für sie tun“, sagt Albert mit einem tiefen Seufzer.

In Calcutta kann man überall in den Apotheken seine TBC-Pillen kostenlos anfordern, aber die meisten Kranken gehen nicht dorthin. Sie fühlen sich gut und wissen nicht, dass Tuberkulose zwar heilbar ist, der Heilungsprozess jedoch mehrere Monate andauert. Also werden sie wieder krank. Ins State Hospital können sie nicht gehen. Das Gesundheitssystem ist zwar kostenlos in West Bengal, aber: „Ein Patient wird bei uns nur aufgenommen, wenn ihn ein Familienmitglied hierher bringt“, sagt mir Dr. Mukta, Ärztin im Krankenhaus. Ein Aufenthaltstag kostet 20 Rupees. Die Familie muss dieses Geld bezahlen, die Betten machen und den Patienten füttern. Die meisten Leute haben aber weder das Geld, noch eine Familie, die sich um sie sorgen könnte. Also landen sie wieder im Kalighat oder in einem der anderen Häuser der Missionaries of Charity.

„Während des Tages finde ich es gut, dass die Leute gewaschen und gepflegt werden. Wenn ich dann aber abends nach Hause gehe, denke ich mir oft, welch ein Blödsinn! Eigentlich sollte man das ganze politische System Calcuttas ändern“, sagt Albert. „Was bringt es, so wenig zu tun und die Situation so zu belassen? Aber politische Arbeit ist nicht für Ausländer, also muss ich mit der wenigen individuellen Arbeit und Liebe zufrieden sein, die ich hier geben kann.“

6. Christmas in Calcutta

Es ist Weihnachten. Im Mother House hängen überall Lichterketten und Karten an den Wänden. Die 6.00 Uhr Messe ist an diesem 24. Dezember wesentlich voller mit Besuchern, als normalerweise. Die Nonnen, viele Freiwillige und reiche indische Paare hocken auf dem Boden und hören dem englisch sprechenden Priester zu, der die Weihnachtspredigt hält. Eine Nonne spielt auf der Orgel und alle fangen an zu singen. Die Stimmen der Nonnen verlieren sich zwischen den lauten Geräuschen der ersten LKW's, die durch die Straßen rasen. Der Priester bemüht sich, lauter in sein Mikrophon zu rufen: „Blessed are you, who believe that Lord's words will become true!“

Während ich hinausgehe und mich mit zwei Nonnen an der Pforte unterhalte, kommt ein alter, schmutzig aussehender Mann hinein. Er sagt, er komme gerade aus der Saint John's Kirche und möchte Essen haben. Die Nonnen, sichtlich gestört, dass unser Gespräch unterbrochen wird, fragen ihn, aus welcher Region er komme und ob er eine Karte habe. Er verneint. Sie sagen ihm, er solle warten und schicken mich hinaus: „Die Besuchszeit ist vorbei.“

„Was ist eine Karte?“, frage ich Sister Mary, die in dem Garten des Shishu Bhawan Weihnachtlieder mit den Kindern singt. „Essenskarten. Die Obdachlosen, die Essen von uns wollen, müssen manchmal eine Essenskarte vorzeigen.“

Diese bekommt man aber überall in unseren Häusern problemlos“, sagt sie und dreht sich wieder zu den Kindern. Einige Freiwillige sitzen auf dem Boden und verpacken Süßigkeiten in Geschenkpapier. „Sie sind für die Kinder heute abend“, sagt mir eine junge Kanadierin. Ich frage, ob sie weiß, wie die Essenskarten funktionieren. Sie schaut mich verwirrt an und sagt: „Ich arbeite schon seit zwei Wochen hier und habe noch nie von einer Essenskarte gehört.“

Draußen auf der Straße scheinen die Menschen trotz der vielen weihnachtlichen Dekorationen, die überall hängen, nicht viel vom Fest mitzubekommen. In den Slums ist es ein Tag wie jeder andere. Raj, ein Arbeiter, der seit drei Jahren auf der Straße lebt, fragt mich verwundert: „Mutter Teresa? Ich höre den Namen kaum in dieser Gegend. Essen umsonst? Man kann sich nicht einfach so in eine Schlange stellen und auf Essen warten. Dafür braucht man eine Karte und ich habe keine.“ Andere, die an einer Wand neben dem Prem Dan stehen, bestätigen das eben Gesagte: „Wir haben gehört, dass die Missionaries of Charity helfen, aber es gibt ein Kartenproblem. Wir wissen nicht, wie die anderen an die Karten herankommen.“ Alle sagen das gleiche. Die Nonnen würden nur denjenigen helfen, die eine Karte vorzeigen können.

Ein LKW-Fahrer, der 15 Jahre in den Slums gelebt hat, erzählt: „Sie geben uns keine Karten, weil wir keine Christen sind. Für die haben sie besondere Provisionen.“ Ein Leprakranker sagt, es lohne sich nicht, nach Hilfe zu fragen, weil die Missionaries of Charity Leuten aus Andhra Pradesh nicht helfen würden, während ein Rollstuhlfahrer meint, sie würden nur Leuten aus Orissa helfen. Mit diesen Unklarheiten belastet, kehre ich ins Mother House zurück.

„Wir haben bestimmte Selektierungsvorgänge für die Kartenausgabe“, sagt mir eine Schwester im Mother House. „Nach welchen Kriterien dies jedoch geschieht, weiß ich nicht. Es gehört nicht zu meinem Aufgabenbereich.“ Wessen Aufgabe sei es, möchte ich wissen. Die Antwort erahne ich jedoch schon, bevor sie spricht: „Ich weiß es nicht. Wir sind nicht dazu autorisiert mit der Presse zu sprechen.“ Die Nonnen wollen nicht sprechen und die Freiwilligen scheinen nichts zu wissen.

Einen Tag später treffe ich Albert wieder. Er schiebt sein Fahrrad aus dem Kalighat-Tor hinaus und sieht verärgert aus. „Ich wollte nicht kritisieren, ich wollte nicht meckern, aber es wird mir alles zuviel“, beschwert er sich, während wir Caj an einer Straßenecke trinken. Der Grund seiner Verärgerung ist ein Junge, der beide Arme gebrochen hat. Albert fand ihn in der Howrath Station und brachte ihn ins Kalighat. „Er ist jetzt seit über einer Woche da und kein Arzt hat ihn bisher untersucht.“ Seine Bitte um ein Röntgenbild des Jungen würde seit sieben Tagen mit einem ‚morgen‘ beantwortet werden. „Die medizinische Versorgung im Kalighat ist manchmal furchterregend“, fährt er fort. „Die TBC-Patienten, die ihre Pillen täglich brauchen, bekommen sie sehr

unregelmäßig. Nur eine Schwester hat den Schlüssel für den Medizinschrank, aber sie ist nicht immer da.“ Also wird die Pille an dem Tag nicht genommen oder Albert fährt zur Apotheke und kauft die Tabletten selber. „Es wird nicht viel unternommen, um zu helfen“, sagt er nachdenklich. „Denn die Patienten sind gekommen, um zu sterben und dies ist schließlich Gottes Wille.“

Ich gehe nochmals ins Kalighat. Es sind viele Freiwillige hier in der Weihnachtszeit. Sie stehen etwas unkoordiniert herum und schauen reichen indischen Familien zu, die Essen vorbeigebracht haben und die Patienten damit füttern. Einige der Kranken haben schon gegessen, andere nehmen gerade ihre Tabletten ein, aber dies scheint keinen zu stören. „Die Leute haben das Essen gekauft. Also haben sie ein Recht darauf, es nach Herzenslust zu verteilen“, sagt mir eine Nonne. Es sieht ein wenig so aus, als ob die Besucher hier ihre eigenen karikativen Bedürfnisse befriedigen. Die Patienten scheinen mehr ein Nebenfaktor zu sein.

„Im November schon brauchten wir Decken“, sagt mir eine Japanerin, die gerade die Küche säubert und seit einem Jahr im Kalighat arbeitet. „Aber sie hielten mich bis Weihnachten hin.“ Am 24. Dezember jedes Jahres werden etwa 150 Decken von den Nonnen eingekauft und am Bahnhof oder an der Straße verteilt. „Nur, die Decken bekommt selten ein Bedürftiger“, sagt sie. „Kräftigere und Gesundere können viel schneller rennen, als die Kranken. Sie nehmen sich die Decken und verkaufen sie dann auf irgend einem Markt.“ Das können die Schwestern aber weder kontrollieren, noch verhindern. Schließlich gibt es viele Obdachlose in Calcutta und wenn etwas so kostbares wie Decken verschenkt wird, möchten alle – ob krank oder gesund – eine haben. „Es fehlen einfach Leute, die uns helfen“, sagt Sister Joan. „Es ist keine leichte Aufgabe, alle 8 Häuser die wir haben, zu führen. Hinzu kommen täglich Hunderte von Auswärts, die ebenfalls Hilfe benötigen.“

Die trostlose Armut der Bevölkerung und die momentane politische Situation West Bengals veranlassen immer mehr Menschen dazu, die Hilfe von NGO's und den Missionaries of Charity zu beanspruchen. Da können schon einmal unangenehme Ereignisse passieren. Man kann sich über Personal-Management und Buchführung der Missionaries of Charity beklagen, aber man muss sich ebenfalls vor Augen halten, dass täglich über 500 Menschen Obdach und Warmherzigkeit in den Häusern Mutter Teresas finden.

7. Unruhen in West Bengal

Die Bengalen sind stolz auf ihre Kultur, Mentalität und einfach auf die Tatsache, Inder zu sein. Die Versuche, ihr Nationalgefühl aufrecht zu erhalten, wurden auch Ende des Jahres 2000 deutlich, als die Regierung West Bengals Calcutta, der früheren Hauptstadt Indiens, ihren alten Namen ‚Kolkata‘ zurückgab. Der Nationalstolz eines Landes, das mit Unmengen von wirtschaftlichen und sozialen Problemen zu kämpfen hat.

Momentan erlebt die Regierung West Bengals massive Proteste aus den Reihen der Trinamul Congress Party. Die Oppositionspartei wirft der Regierung vor, nichts gegen die hohe Kriminalitätsrate und die zunehmende Gewaltanwendung der Polizei zu unternehmen. Es ist das erste Mal in der Geschichte des Staates, dass Kongressmitglieder ihre Stimmen erheben. Mamata Banerjee, Bundesbahnministerin und Trinamul-Vorsitzende, äußert sich auf einer Versammlung gegen die CPI-(M) in Keshpur, einem kleinen Dorf, etwa 20 Kilometer von Calcutta entfernt: „In einer parlamentarischen Demokratie kann keine politische Partei längerfristig überleben, wenn sie sich auf Kugeln verlässt.“ Die Rede ist von dem Beschluss des Premierministers von West Bengal, Budhadev Bhattacharya, Ende Dezember 2000, dass die Polizei ab sofort auf mögliche Kriminelle schießen darf. Während der Premierminister, der auch Polizeiminister des Bundeslandes ist, am Weihnachtsabend zwei neue Polizeistationen einweihte, sagte er, die Polizei solle die Waffen benutzen, die die Regierung ihnen gegeben habe: „Shoot if you need to and don't worry about human rights. I will take care of that.“ Bhattacharyas Worte sollten ein klarer Befehl für die Polizei sein, strenger mit Kriminellen umzugehen. Doch die West Bengal Human Rights Commission (WBHRC) empörte sich in der Presse darüber, dass das Ganze so aussehe, als ob Bhattacharya der Polizei eine Erlaubnis zum Töten gegeben hätte. Die Calcuttaner sind sprachlos, aber nicht alle sind gegen den Beschluss. Im November letzten Jahres gab es in Kasba-Jadavpur, einem Viertel in Calcutta, zahlreiche Überfälle mit Toten und einige Schießereien, die das Leben der Einwohner unsicher machten. In Anbetracht dieser Ereignisse könnte der Beschluss des Premierministers als Signal gesehen werden, mit Gewalt gegen bewaffnete Kriminelle vorzugehen.

„Was wird die Polizei davon abhalten, auf einen Unschuldigen zu schießen und danach eine Waffe in seine Hand zu drücken und sagen, er sei bewaffnet gewesen?“, erregt sich Trinamul-Mitglied Sangata Roy. „Und wer entscheidet, welche Person ein Krimineller ist und welche nicht?“ Seine Befürchtungen scheinen nicht unberechtigt zu sein, wenn man die Informationen der Presse verfolgt, die täglich über Gewalt von Polizisten gegenüber der Bevölkerung berichtet. „India Today“, eines der größten wöchentlichen, politi-

schen Magazine des Landes, berichtete Anfang Januar über diese Gewalt mit einem bitteren Beispiel: Toofan Limbu war nach einer Kinovorstellung auf dem Weg nach Hause, als er einen Schuss hörte. Während er hinter einem Baum Schutz suchte, verfolgten ihn die unbekanntes Schießenden in ihrem Van und schossen zweimal auf seinen Rücken. Danach zogen sie ihn in ihren Wagen. Am nächsten Tag wurde seine Leiche in dem Fluss Teesta gefunden, 10 Kilometer vom Tatort entfernt. Die Unbekannten, wie sich später herausstellte, waren ein Dorfscherriff und ein Polizeibeamter. Der letztere teilte der Presse mit, sie hätten gedacht, der 14-jährige Limbu wäre ein von der Polizei gesuchter Holzschmuggler gewesen. „Solche Vorfälle und ‚Missverständnisse‘ passieren in West Bengal täglich und die Menschen haben Angst auf die Straße zu gehen“, sagt Roy.

Doch die Trinamul-Anhänger protestieren gegen Vieles mehr. Die CPI-(M) scheint die Arbeitskultur in den letzten 24 Jahren vollkommen zerstört zu haben. „Es gibt keine guten Schulen in West Bengal, keine basale Infrastruktur und keine funktionierenden Krankenhäuser“, sagt Mamata Banerjee. Sie und ihre Partei organisieren Programme, die im Januar und Februar 2001 die Bevölkerung in West Bengal mobilisieren sollen, gegen die CPI-(M) Regierung zu protestieren. Eine große Demonstration ist für März geplant, dem Monat, an dem Landeswahlen sind. „Die Polizei und bewaffnete CPI-(M) Männer haben den Arbeitern verboten, an unseren Versammlungen teilzunehmen“, sagt Pankaj Banerjee, ebenfalls Trinamul-Mitglied. „Nach Bhat-tacharyas Beschluss, die Polizei soll sofort schießen, trauen sich nicht mehr viele Menschen an den Versammlungen teilzunehmen – aus Angst, die Polizei würde von ihrer neuen Erlaubnis Gebrauch machen.“

Die Versammlung in Keshpur war ein großer Erfolg für Mamata und ihre Partei. Mehr als 7.000 Menschen nahmen daran teil und jubelten ihr zu, als sie ins Mikrophon rief: „Nicht ein einziger Sitz soll in den nächsten Wahlen an die Marxisten gehen!“ Gefeierte von der Masse fuhr sie fort: „Ich würde gerne von der CPI-(M) wissen, was sie wollen – eine demokratische Revolution oder einen bewaffneten Zusammenstoß. Was immer sie tun, sie werden uns nicht bremsen können!“ Die Versammlung in Keshpur war von großer Bedeutung, denn gerade die dörflichen Gegenden waren bisher fest in marxistischer Hand. „Der Wechsel ist unvermeidlich“, sagt Sudip Bandhopadhyay, Pressesprecher der Oppositionspartei.

Die Auseinandersetzungen mit der Polizei sind bei den Versammlungen nichts außergewöhnliches mehr und führen regelmäßig zu gegenseitigen Schuldzuweisungen. Auch die Veranstaltung in Keshpur bildete da keine Ausnahme: Trinamul-Sympathisanten, die auf dem Weg zur Versammlung waren, wurden von der Polizei grundlos zusammengeschlagen, berichtete ‚The Statesman‘ am 04. Januar. Die Versammlung endete blutig und mehr als

hundert Menschen auf beiden Seiten wurden schwer verletzt. Die Situation geriet außer Kontrolle, als CPI-(M) Anhänger Steine auf Mamata Banerjee warfen und sie am Knöchel verletzten. Die Oppositionspartei klagt, dieser Angriff sei mit dem Ziel geplant worden, ihre Vorsitzende zu töten. „Die Zunahme der Zusammenstöße, die mit der Absicht geschehen, unsere Veranstaltungen zu verhindern, zwingen uns dazu, ebenfalls mit Gewalt gegenüber der Polizei zu reagieren“, sagt mir Bandhopadhyay. Auf der anderen Seite beschuldigte der Premierminister Mamata und ihre Trinamul Congress Party, sie würden die Zustände ausnutzen, um Gesetzlosigkeit zu schaffen und appellierte an die Bevölkerung, nicht mehr an den Trinamul-Versammlungen teilzunehmen.

„Wir können bei Gott keine Kämpfe hier gebrauchen“, sagt mir Sister Joell besorgt. „Die Missionaries of Charity mischen sich nicht in die Politik ein, aber wir sorgen uns um die Menschen, die unter der Gewalt leiden.“

Weder die Trinamul Congress Party, noch die CPI-(M) scheinen eine Antwort auf die fundamentalen Probleme Calcuttas und West Bengals zu haben. Letztendlich bleibt es mehr als fraglich, ob ein Wechsel in der Regierung zur Stabilisierung und Verbesserung der wirtschaftlichen Lage führen wird.

8. Letzte Eindrücke

Eine Stadt wie Calcutta wird immer mit unzähligen Schwierigkeiten und Problemen zu kämpfen haben, die allein schon durch die enorme Bevölkerungsdichte vorprogrammiert sind. Die Armut ist von all diesen sicherlich das gravierendste Problem. In den täglichen politischen Auseinandersetzungen spielen die ‚Ärmsten der Armen‘ allerdings eine untergeordnete Rolle, weil die meisten von ihnen nicht an den Wahlen teilnehmen können, da sie nicht einmal gemeldet sind. Armut und Obdachlosigkeit werden auch nach den Wahlen weiterhin das Straßenbild Calcuttas bestimmen. Bürgerkriege und Naturkatastrophen, die in dieser Region beständig wiederkehren, haben viele Flüchtlinge in die ‚Stadt der Paläste‘ – wie die Inder ihr Kolkata auch nennen – getrieben.

Mittlerweile gibt es in Indien Hunderte von Gruppen und Organisationen, die Straßenkindern, Prostituierten, jungen Witwen, Kranken und anderen Bedürftigen helfen. Der Name Mutter Teresas wird in diesem Zusammenhang stets an erster Stelle stehen, weil es hauptsächlich ihrer Arbeit und Person zu verdanken ist, dass so viele Menschen und Institutionen in aller Welt auf das Elend und den Hunger in Calcutta und ganz Indien aufmerksam geworden sind.

Dennoch bleiben für mich viele unbeantwortete Fragen stehen, besonders, weil keine der Nonnen bereit war oder die Erlaubnis hatte, mir die nötigen Auskünfte zu erteilen. Die kurze Zeit, die ich in Indien verbracht habe, ver-

schaffte mir aber nicht nur Einblicke in die Strukturen und Arbeitsweisen der Häuser Mutter Teresas, sondern auch kostbare Eindrücke hinsichtlich der Lebensverhältnisse und der Kultur eines Landes, das durch viele Fragezeichen gekennzeichnet ist.

In der hochgeachteten englischsprachigen Zeitung ,The Hindustan Times' erschien im Februar der Artikel: ,India ready to feed its millions through biotech'. Die indische Regierung sieht eine mögliche Lösung ihrer Armutprobleme in der Einführung einer neuen Gen-Technologie in der Nahrungsin-
dustrie. Eine Frage beschäftigt mich seitdem andauernd: Werden die Missionaries of Charity in naher Zukunft Nahrung aus dem Labor an die Hun-
gernden, die täglich vor ihren Toren stehen, verteilen?